

Lebensmittelwucher in den ersten Jahren der französischen Revolution.

Von Heinrich Cunow.

III. Der Kampf um das Maximum.

Die Herbsternie des Jahres 1789 stellte sich als eine ziemlich gute Mittelernie heraus, doch hielten sich in Paris die Preise infolge der Ringbildungen der Großhändler immerhin um circa 25 bis 80 Proz. über dem Normalpreisstand vor der Revolution.

Der niedrige Preisstand hielt jedoch kaum ein Jahr an. Schon im Herbst 1791 führte der ungünstige Ernteausfall und die Geldentwertung infolge der endlosen Assignatensubstitution eine erneute Preissteigerung herbei, die, wie früher, alsbald in manchen Gegenden Frankreichs von der Spekulation zu gewissenlosem Wucher ausgenutzt wurde.

Auf Veranlassung der Departementsverwaltung griff die Pariser Stadtverwaltung, die im Frühjahr 1790 ihre Getreideeinkäufe eingestellt hatte, wiederum (mit Staatsunterstützung) zu großen Aufkäufen im In- und Auslande.

Auch das Jahr 1792 brachte eine Missernte, und nun stiegen die Getreidepreise in vielen Departements noch höher als 1789. Nach den vom Konvent eingeforderten Berichten der Departementsverwaltungen kostete z. B. ein Setier (120 Kilogramm) Weizen Mitte Oktober 1792 im Departement der Hochalpen 63, der Nieder-alpen 54, Séraut 58, Guy de Dome 53, Rhonemündung und Gard 51 Frank, während in Paris und Umgebung der Preis nur erst 30—35, in der oberen Rhein- und Moselgegend 27—34 und in den Departements Vos de Calais, Somme, Dole sogar nur 25—30 Frank betrug.

Zum Teil lassen sich diese Preisunterchiede auf die besonderen örtlichen Anbau- und Lebensverhältnisse zurückführen, aber doch nur zum Teil, denn auch in nahe zusammenliegenden, gleichartigen Departements und Marktorten differierten die Preise recht erheblich. Es bleibt nur die Annahme übrig, daß in solchen Gegenden die Nachfrage von den Großhändlern zeitweilig durch Zurückhaltung ihrer Vorräte künstlich verhärtet worden ist, um die Preise höher und höher zu treiben; und diese Folgerung findet darin eine gewisse Bestätigung, daß die Preise desselben Marktortes vielfach in kurzer Zeit ganz beträchtlich auf- und abschwanken.

Als Beispiel sei nur erwähnt, daß z. B. im Departement der Rhonemündung Mitte Oktober 1792 der Setier Weizen 51 Livres kostete, in dem ebenfalls am Golf von Lyon gelegenen Aude-Departement dagegen zu gleicher Zeit nur 34 Livres und in dem zwischen diesen beiden gelegenen Gersault-Departement gar 58 Livres. Die gut organisierten Getreidehändlerlinge diktierten einfach die Preise.

In der notleidenden Bevölkerung erregte dieses Treiben eine steigende Erbitterung. Bereits vom Oktober 1792 ab erschienen immer wieder Abordnungen aus den notleidenden Gegenden vor der Barre des Konvents und fordern dringend die Gewährleistung von Zuschüssen der Staatsverwaltung an die notleidenden Departements zum Zweck des Getreideankaufs, staatliche Beaufsichtigung des Getreideverkehrs, Bestrafung des Wuchers und Festsetzung von Höchstpreisen für Korn, Mehl und Brot.

Der von der Girondistenpartei und ihrer Anhängerschaft beherrschte Konvent lehnte jedoch alle Petitionen mit der Begründung ab, der freie Handelsverkehr dürfe nicht gestört werden, es werde sich schon voraussichtlich nach kurzer Zeit ein Preisausgleich einstellen. Und als dann Berichte aus den hungerleidenden Distrikten über zahlreiche Marktrevolten und Angriffe auf Getreidetransporte einliefen, ordnete er die Abberufung von Konvents-kommissaren an, um die Bevölkerung zu beruhigen und sie von der Nützlichkeit eines Richtingpreises in den freien Handelsverkehr zu überzeugen.

Die Birtung war indes eine andere, als die Girondistenführer erhofften. Die aufgedrachte Volksmenge verpötte und verhöhnte die Kommissare und bläute sie sogar an manchen Orten durch. Das war eine Vermeisheit, eine Verletzung der Konventsautorität, die nicht ungedrungen bleiben konnte! Am 30. November 1792 wurde vom Konvent gegen den energischen Einspruch der Jakobiner, besonders Robespierres, der Beschluß gefaßt, nochmals Konvents-kommissare in die notleidenden Departements abzusenden, aber in Begleitung von Truppen und mit der Befugnis, falls der „Vöbel“ nicht Vernunft annehme und die Kommissare wieder angreife, revoltiere oder plündern, ihm gegenüber militärische Gewalt anzuwenden. Tatsächlich kam es auch an verschiedenen Orten zu blutigen Zusammenstößen.

Paris hatte sich, da dort zunächst die Not nicht so heftig auftra und die Gemeindevverwaltung die privaten Zufuhren durch große Getreideankäufe in den Getreide produzierenden Provinzen ergänzte, vorerst ziemlich ruhig verhalten; im Januar 1793 kam es jedoch bereits zu verschiedenen Marktunruhen, die Anfang Februar verschiedene Pariser Sektionen (Stadtbezirk-Ausschüsse) veranlaßten, ebenfalls Abordnungen an den Konvent mit der Bitte zu schicken, alsbald den Handelsverkehr mit Getreide und Mehl unter staatliche Kontrolle zu stellen sowie für Mehl und Brot Höchstpreise festzusetzen. Der Konvent lehnte auf Verlangen der Girondisten das Ersuchen wieder kurzweg ab. Der von dem Girondistenführer Brissot redigierte „Patriote français“ (französischer Patriot) höhnte:

„Die Petitionäre verstehen unter Brothaben, daß sie das Pfund mit 2 Sous bezahlen wollen, während es sonst 4 bis 5 Sous kostet. „Panem et circenses“, das war der Schrei, den in Rom die ertönen ließen, die bereit waren, ihre Freiheit für einige Unzen Brot und einige Zirkusspiele zu verkaufen. Das ist auch ein Schrei, den die Antragsteller haben ertönen lassen.“

Der von den Girondisten verkündete Preisausgleich ließ jedoch nichts von sich merken; die Not stieg immer höher. Verschiedentlich suchten die hungernden Frauen, deren Männer größtenteils als Revolutionskämpfer im Felde standen, die Bäckereien zu stürmen, besonders kam es am 23. und 24. Februar 1793 in mehreren ärmeren Pariser Stadtteilen geradezu zu feindlichen Belagerungen der Bäckereien. Auf die Girondisten machte das wenig Eindruck. Der „französische Patriot“ meinte wieder spöttisch:

„Die Läden der Bäcker waren gestern und heute wieder umlagert. Die Bäcker, die sonst nur dreimal täglich baden, mühten achtmal heran; und doch hatten sie vielen Verger. Die Ursachen dieses Notstandes sind allein die Intrige und die Furcht; aber die Einfältigen schreien nach der Lage, nach der Notwendigkeit einer Preisfestsetzung für die Lebensmittel. Die Taugenichtse mit geölten Haaren, die Duzbrüder, die nach neuem Blut lüfternen Gauner beschwären das Volk. Sie schreien über Getreidewucher und über die Rolandisten, obgleich es ganz allein ihre blutigen anarchischen Lehren sind, die das Getreide vom Markt vertreiben.“

Doch die Verzweiflung der Not trieb die Hungernden zu immer schärferen Vorgehen. Am 25. Februar kam es mehrfach in Paris zu Massenstürmen der notleidenden Bevölkerung auf die Bäckereien und Lebensmitteläden, die zum Teil halb ausgeplündert wurden. Doch die Girondisten wollten noch immer nichts von einer Verlegung des „freien Handels“ wissen. Ihr Pariser Hauptorgan antwortete wieder:

„Die Plünderungen sind gestern bis Mitternacht fortgesetzt worden. Erst um diese Zeit rückten mehrere vereinte Patrouillen heran, um das Raubgesindel auch von jenen großen Magazinen zu vertreiben, von denen man es bisher nicht wegzubringen vermocht hatte. Einige der Anführer konnten verhaftet werden. Zwischen ihnen befindet sich, wie uns berichtet wird, ein früherer Oberst.“

Aus dem Departement Finistère sind vor vier Stunden 800 Freiwillige angekommen, die durch ihr Zureden und ihr Beispiel die guten Bürger bewegen haben sich zu ermannen und dem Raubgesindel Widerstand zu leisten. Diese tapferen Männer haben Mut, Geduld und bewunderungswürdige Disziplin bewiesen. Geneigt, mit allen Patrioten in Brüderlichkeit zu leben, sind sie zum unerbittlichen Kampf gegen die Giganten und Anarchisten bereit. Diesen Kampf betrachten sie als ihre Mission, und daß sie diese zu erfüllen wissen werden, das haben sie bereits gezeigt. „Das Gesetz oder der Tod!“ das ist ihr Heldengesang, und dieser Ruf muß die Lösung aller Republikaner werden, die sich nicht an Pitt verkauft haben.“

Wochten auch Tausende Hungers sterben, die Handelsfreiheit und die freie Konkurrenz durften nach dem Rezept der Gironde nicht beeinträchtigt werden! Doch das Pariser Volk hatte für solche Grund-sätze wenig Verständnis. Immer grimmiger wurden in den Volks-versammlungen und in der radikal-demokratischen Presse, vornehmlich in Marats „Ami du Peuple“ („Volkscircund“), die Angriffe auf die „Partei der Accapareurs (Kornwucherer) und Volksverräter“, der „wohllebenden Beschäfter der Spekulanten und Gauner“, während die Girondisten von den Leitern der Pariser Kommune und deren Anhängerschaft nur noch als Giganten, Vandalen, blutigen Bestien des Berges, Tigern, Königsmördern usw. sprachen. Doch erlangten mehr und mehr die Jakobiner und Chaumetisten das Uebergewicht. Die Girondisten konnten weder mehr das Konvents-gesetz vom 5. April über die Errichtung von Lohnzulassungen verhindern, noch die Aufnahme einer Zwangsanleihe von 12 Millionen Livres durch die Stadt Paris zum Zweck der Anschaffung neuer Pariser Truppen für die Vendée und zur Unterstützung jener Pariser Familien, deren Ernährer im Felde standen. Auch ihr Kampf gegen das Gesetz vom 4. Mai 1793, das die staat-

liche Kontrolle des Getreidehandels und die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide, Mehl und Brot verfügte, war vergebens. Sie hatten ihre Rolle im Konvent ausgespielt. Am 2. Juni 1793 erzwangen die Pariser Nationalgardien unter Führung Henriots vom Konvent die Verhaftung von 80 Abgeordneten und zwei Ministern dieser Partei. Die meisten davon starben auf der Guillotine.

Kleines Feuilleton.

Allerseelenwind.

Schlaf, mein Kind! Heut' weht Allerseelenwind. Bläst her aus Polen, heult hin nach Flandern und trübe Wolken mit ihm wandern. In jeder Nacht mit gellem Schrei schwirren Schwärme wilder Vögel vorbei.

Schlaf, mein Kind! Heut' weht Allerseelenwind. Ueber die blaffen Nebelbrücken bleiche Schatten in Scharen rücken aus Polen ein Heer, aus Flandern ein Heer, Immer mehr, immer mehr!

Schlaf, mein Kind! Heut' weht Allerseelenwind. Es knistert und kreischt in Tür und Fenster; sind doch lauter liebe Gespenster. Dein Vater, der dich nicht mehr geseh'n, muß heute nach dir suchen geh'n.

Schlaf, mein Kind! Heut' weht Allerseelenwind. Er weht bei uns, er weht bei andern, trägt Tränen und Träume nach Polen und Flandern, die legt er auf einsame Gräber leis, um die nur verlassene Liebe weiß.

Schlaf, mein Kind! Karl Bröger.

Notizen.

— Vorträge. Mittwoch abend 8 Uhr spricht im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Potsdamer Str. 120, Prof. Schuchardt über: „Die Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer im Museum für Völkertunde“. Eintritt frei.

— Der Kino-Roman. Die Pariser haben wieder etwas ganz Neues. Das spannende Romankapitel, dessen Fortsetzung im Morgenblatt stand, wird abends im Kino gezeigt. Man kann jetzt seinen Roman im Kino erleben, statt ihn in der Zeitung zu lesen. Der erste in Paris veröffentlichte Kino-Roman in abendlichen Fortsetzungen ist von Eugène Sue: „Die Mysterien von New York“. Die wöchentliche Serie von Episoden erscheint auf zwei Bobinen, jede von 300 Meter Länge.

— Es ist nicht unbedingt notwendig, daß man den Anfang geleben haben muß, um das Ende zu verstehen — (oder umgekehrt) — versichern eifrige „Kritiker“.

— Gench Bauer, einer der Vorkämpfer Jbsens, Tolstois und Wagners in Frankreich, ist dieser Tage in Paris gestorben. Er hat einige Jahrzehnte lang leidenschaftlich gegen die glatte, spielerische und effektbäckerische Bourgeoislunz gekämpft, die das französische Theater beherrscht. Dem „Théâtre libre“ Antoine hat er als kritischer Bekämpfer beigegeben, als einer der ersten das widerstrebende Publikum auf Henri Becques Begabung hingewiesen, und gegen die bornierte Kritiker-Tyrannie Sarceys den Schild erhoben. Bauer hat in seiner Jugend in der Kommune als Offizier gedient und ist dafür nach Neu-Kaledonien deportiert worden. — Der temperament- und charaktervolle Mann ist den Idealen seiner Jugend bis zum Ende treugeblieben.

Die Hochzeit.

Von H. Kuprin.

Eine vorantstufliche Polka erklang... Doch kaum waren etwa acht Takte verklungen, als die Musikanten ihre Instrumente plötzlich sinken ließen und die Melodie unisono zu singen begannen, mit falschen, meckernden Stimmen, wie eben nur Musikanten zu singen verstehen...

Herr Sloskin ist ein feiner Herr, ein feiner Herr, ein feiner Herr, er liebt die Musikanten sehr und schenkt ihnen Geld...

„Nu, geben Sie ihnen schon etwas,“ flüsterte hinter dem Fährlich Drisner, ihn schlau und bittend ansehend. „Wieviel denn?“ fragte Sloskin mürrisch. „Fünzig... nu, dreißig Kopeken. Soviel Sie eben wollen.“

Der Fährlich warf großmütig drei Zehnkopekenstücke auf den Tisch. Beide Räume waren schon stark gefüllt und immer kamen noch mehr Gäste an. Honoratioren und reiche Leute wurden von der Musik mit einem gleichen Lufche empfangen wie Sloskin. Unter anderem erschien auch der dem Fährlich grußbekannte Postbeamte Mitkewitsch, ein ständiger Besucher aller Hochzeiten, Wälschen und Widnicks der Umgebung, flotter Tänzer und Kurmacher, der den Ehrgeiz hatte, für einen Lebemann gehalten zu werden. Er hörte den ihm dargebrachten Tisch herabblösend an, übergab dem Dirigenten einen Rubel und wandte sich gleich dem Fährlich zu:

„Als die einzigen Vertreter der Intelligenz hier, erlaube ich mir, mich vorzustellen: hiesiger Post- und Telegraphen-beamter Iwan Maximowitsch Mitkewitsch.“ Sloskin reichte ihm gnädig die Hand. „Wir wollen auch bei der Tafel zusammen bleiben,“ fuhr Mitkewitsch fort. „Ah! Gibt's denn auch was zu essen?“ „Wie heißt?“ hinsturzte der Beamte. „Ein feines Essen! Farzhierten Decht gibt es, Fisch auf jüdisch, Gänsebraten mit Schmalz, pikfein!“ Die Musik begann zum Tanze aufzuspielen. In der

Reihenfolge lag kein System. Man ging einfach auf die Musikanten zu, bestellte, was man gerade wünschte, wobei für einen gewöhnlichen Tanz zwanzig und für eine Quadrille dreißig Kopeken bezahlt wurden, und lud dann seine Freunde zum Tanzen ein. Manchmal legten auch mehrere Personen zusammen und bestellten einen Tanz gemeinschaftlich.

„Sehen Sie hin, Herr Sloskin,“ sagte Drisner. „Dort in der Ecke sitzt die Braut. Gehen Sie hin und sagen Sie zu ihr: Waseltoff.“

„Wie?“ „Was-sel-toff. Gehen Sie nur und sagen Sie es ihr nur.“

„Glauben Sie mir nur... Das ist so die beste Beglückwünschung bei uns, Juden. Sagen Sie nur: Waseltoff. Sie werden sehen, wie angenehm ihr das sein wird.“

Der Fährlich erfaßte mit der linken Hand den Säbel und ging durch die Reihen der Tanzenden auf die Braut zu. Sie sah sehr lieblich aus in ihrem weißen Kleide, eine rosige Blondine mit rötlichem Goldhaar, leichtem Flaum an den Ohrläppchen und den Wangen, und kühn geschwungenen dunklen Augenbrauen.

„Waseltoff!“ sagte der Fährlich mit tiefer Bassstimme und schlug die Haden zusammen.

„Waseltoff, Waseltoff...“ ging es durch die Reihen. Die Anwesenden waren angenehm überrascht und nickten dem Fährlich freundlich zu.

Die Braut erhob sich, errötete tief, ein glückliches Wächeln huschte über ihre Züge, und, die Augen niederschlagend, erwiderte sie:

„Waseltoff!“ Einige Minuten darauf suchte sie den Fährlich in der Menge und ging auf ihn mit einem Tablett zu, auf dem ein silbernes Gläschen mit Wein und eine kleine Kristallschale mit Nibem Gebäck standen.

„Bitte,“ sagte sie freundlich. Sloskin trank aus und räusperte sich. Der Wein war ungemein stark und aromatisch. „Legen Sie ihr etwas hin aufs Tablett,“ flüsterte hinter ihm Drisner. „Es ist schon so eine Sitte bei uns.“ Der Fährlich warf ein Zwanzigkopekenstück aufs Tablett. „Ja danke Ihnen,“ jagte leise die Braut und blickte ihn mit leuchtenden Augen an.

„Gemeinheit!“ dachte der Fährlich grimmig. „Naden einen selbst ein und lassen ihn dann auch noch zahlen!“

Er mußte zwar, doch Drisner die geliehenen drei Rubel niemals wiedersehen wird, aber das ausgegebene Geld tat ihm dennoch leid.

Es war schon gegen elf Uhr abends. Im Nebenraume, wo gespeist werden sollte, wurde auch getanzt, nur tanzten hier ausschließlich die Alten. Jene drei Musikanten, die dem Hochzeitszuge voranschritten: die Klarinette, die Geige und die Pauke, spielten den Majufes, den alten jüdischen Hochzeits-tanz.

Ehrwürdige, korpulente Damen in weißen und gelben Seidentüchern, die glatt um die Köpfe gebunden waren und nur die abstehenden Ohren freiließen, und weißbärtige solide Handelsherren bildeten hier einen großen Kreis, sangen die aufreisende, knifflige Melodie mit und schlugen mit den Takt dazu. Inmitten dieses Kreises aber tanzten mit großem Eifer zwei ältere Männer. Die Hände in die Achselhöhlen gestemmt, mit nach außen gewendeten Handflächen und ringförmig zusammengelegten Daumen und Zeigefinger, stolzierten sie, die runden Wänschen vorgestreckt, mit koketter und behäbiger Grandezza im Kreise herum, gingen aufeinander los, taten übermäßig, wenn sie sich gegenüberfianden, und tänzelten gleich wieder auseinander. Ihre komischen Bewegungen und übertriebenen Gebärden erinnerten entfernt an die Bewegungen eines übers Blatteis schreitenden Katers. Das junge Volk, das sich im Hintergrunde drängte, lachte aus vollem Herzen, doch lag in diesem Lachen auch nicht eine Spur von Spott.

„Der Teufel soll diesen Wödsinn holen!“ dachte der Fährlich Sloskin, der auch hinzukam, sich den Tanz der Alten anzusehen.

Gegen Mitternacht wurden die Tische gedeckt. Es gab, wie Mitkewitsch voraus sagte, farzhierten Decht und fetten, knusprigen Gänsebraten mit dicker, süßlicher Sauce. Der Fährlich trank zu jedem Bissen ungezählte Mengen vom starken Fruchtshnaps und war gegen Ende des Mahles völlig betrunken. Er blickte blöde mit trübem, feuchten, trozig-böfen Augen im Kreise umher und hatte das Schluß. Ein hagerer, weißhaariger Greis mit freundlich dreinblickenden braunen Augen, der gern philoophierte, sah dem Fährlich gegenüber und suchte ihn zu unterhalten.

(Schluß folgt.)

